

zweigeschossiges Haus. Diesen Typus wusste Wilhelm Fischer nach dem Krieg im Haus Lagler in Ulm, das mit einem offenen Grundriss aufwartete, geschickt jener heiteren Formensprache der fünfziger Jahre anzupassen, die in jener Zeit im Umkreis von Max E. Haefeli gepflegt wurde. Damals arbeiteten im Büro Fischer höchstens fünf Angestellte.¹¹ Doch der bald schon einsetzende Bauboom, der dank öffentlichen Wettbewerben den Architekten neue Möglichkeiten bot, sollte auch das Büro Fischer verändern. 1940 erhielt Wilhelm Fischer den Auftrag, das Vorprojekt eines Erweiterungsbaus mit Turnhallen und Lehrschwimmbekken für das Schulhaus Liguster in Zürich zu erarbeiten. Hier nun kam sein damals erst 24 Jahre alter Sohn Eugen ins Spiel, der gerade sein Architekturstudium an der ETH abgeschlossen hatte. Auf die ihm von Professor Albert H. Steiner angebotene Assistenzstelle sowie auf einen geplanten Auslandsaufenthalt verzichtend, trat er in sein väterliche Büro ein. So lässt sich in dem Papier geliebten Liguster-Projekt das für Eugen O. Fischer wichtige Vorbild Le Corbusiers ebenso ausmachen wie seine Kenntnis wichtiger Zürcher Bauten – von Karl Egenders Kunstgewerbeschule über Hermann Herters städtisches Hallenbad bis hin zu Jacques Schaders Freudenberg-schule.

Einen sicheren wirtschaftlichen Rückhalt gaben dem Büro damals kleinere Umbauten für die Post, die nach der Erdölkrise von 1973 zu einem wichtigen Auftraggeber werden sollte. Davon zeugen Grossprojekte wie das architektonisch etwas allzu heterogene, in Architekten-gemeinschaft mit Stücheli Architekten ausgeführte Betriebsgebäude der Sihpost und die Sanierung des zugehörigen Altbaus in Zürich. Daneben beteiligte sich das Büro an Wettbewerben. 1966 konnte es sich mit dem erstplatzierten, von Eugen O. Fischer entworfenen Primarschulhaus Vogtsrain in Zürich-Höngg einen attraktiven Auftrag sichern. Wie beim bereits erwähnten Projekt der St. Katharina-Kirche, das ein Jahr später konzipiert, aber schneller ausgeführt wurde, liess sich der junge Architekt auch hier von der Baukunst jener Jahre inspirieren. Auf die steile Häng-situation antwortete er mit einer dem Zeit-geist entsprechenden Terrassenanlage. Diese besteht aus einem dreidimensional ineinander verschränkten, an strukturalistische holländische Vorbilder und gewisse Lausanner Expo-Bauten erin-nernden Pavillonssystem, das durch Treppenwege, Rampen und Pausenplätze

erschlossen ist. Entscheidende Impulse dürften ihm neben Alfred Roths Publikation zur Zürcher Ausstellung „Das neue Schulhaus“ von 1953, die den Diskurs in den folgenden Jahren stark beflügelte hatte, die 1963 von Walter M. Förderer vollendete, international beachtete Hochschule St. Gallen gegeben haben, aber auch die kleineren, ebenfalls pavillonartig abgetreppten Schulhäuser von Roland Gross in Zürich-Alfollern (1957-1959), von Claude Pallard in Schupfheim (1958-1962) und von Ernst Giseli in Thayngen (1963-1966).

Doch anders als Gross und Giseli, die bei ihren Vergleichsbauten Sichtbackstein verwendet hatten, entschied sich Fischer – dabei Pallard folgend – für grob verschaltete Betonkörper, denen er mit hölzernen Türen und Fensterläden die Härte nahm. Besonderes Augenmerk schenkte er den Ecklösungen, den plastischen Fensterunterteilungen und der hofseitigen Staffelung der Einzelbauten. Diese weist Ähnlichkeiten auf mit Pallards Winterthurer Wohnsiedlung Grünfeld, die damals gerade im Bau war. Aber nicht nur seine Vorliebe für plastische Betonformen demonstrierte Eugen O. Fischer mit der Vogtsrain-Schule, sondern auch seine Abzage an jene niedliche Schweizer Archi-tekturen, die Max Frisch bereits 1953 in einer Glosse¹² kritisiert hatte.

Architektonischer Anspruch

Die Schule Vogtsrain und die Kirche St. Katharina, aber auch die anschlies-send verwirklichten, ebenfalls aus sieg-reichen Wettbewerben hervorgegangenen Schulen in Döttingen (1968-1973) und Unterengstringen (1974-1978) veranschaulichen Eugen O. Fischers architek-tonischen Anspruch und seinen Versuch, sich mit den Vorbildern Pallard und Giseli und somit indirekt auch mit Le Corbusier zu messen. Doch wie schon sein Vater sah auch er sich weder als architekto-nischen Vordecker noch als Baukünstler, sondern als traditonellen Architekten, der ein Gebäude vom Entwurf bis zur Schlüs-selübergabe betreut und stets versucht, gute Qualität zu liefern.¹³ Nachdem 1967 bereits Eugen Mannhart, der sich vor allem der Projekt- und Bauleitung widmete, als Partner von Wilhelm und Eugen O. Fischer in die Firma eingetreten war, gesellten sich nach und nach Fred Baldes, Marcel Barth und Pius Fleischmann als weitere Entwurfsarchitekten zum Team. Anlässlich des Fünfzigjahrjubiläums des Büros trat Wilhelm Fischer, der sich zuletzt nur noch mit kleineren Aufträgen befasst hatte,¹⁴



Primarschulhaus Vogtsrain
Zürich Höngg | 1966-1973 | 1. Preis



Betriebsgebäude Sihpost
Zürich | 1986-1992



Gartensiedlung Winzerhalde
Zürich | 1978-1982 | 1. Preis



Wohn- und Geschäftshaus Neumarkt
Zürich Oerlikon | 1978-1981



Geschäftshaus Bahnhofstrasse 71
Zürich | 1983-1985



Wohn- und Geschäftshaus Stauffacher
Zürich Aussersihl | 1990-1992

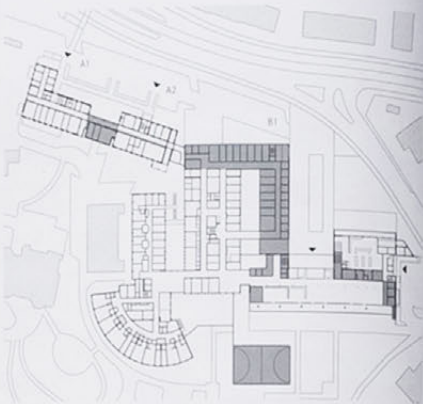
1979 aus der operativen Geschäftsleitung zurück. Gleichzeitig wurde die bisherige Einzelfirma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt mit Eugen O. Fischer und Eugen Mannhart als Partnern und Allein-aktionären.

Weil Eugen O. Fischer seinen Entwurfsarchi-tekten grösstmögliche Freiheiten gewährte, entwickelte das Büro Fischer Architekten eine zusehends vielfältigere, um nicht zu sagen uneinheitliche, mitunter geradezu widersprüchliche Formensprache. Mit der aus einem Wettbewerb hervor-gegangenen, von Marcel Barth betreuten „Winzerhalde“ entstand an einem Seiten-kanal der Limmat in Zürich-Höngg eine vorbildliche Gartensiedlung, deren Bauten durch eine ästhetisch heute noch attrak-tive Fassadengestaltung aus Backstein mit in das sichtbare Betongrippe eingebundenen Balkonen auffallen, während die Wohnungen durch interessante Splitevel-, Maisonnette- und Attika-Lösungen über-zeugen. Zwei Jahre nach ihrer Vollendung wurde die stimmungsvolle Siedlung 1984 mit einer Auszeichnung für gute Bauten geehrt, die von der Jury unter anderem wie folgt begründet wurde: „Das Projekt zeichnet sich durch eine sehr interessante städtebauliche Haltung unter Einbezug der Flusslandschaft aus und zeigt eine sym-phonische, menschliche Atmosphäre. Die Grundrisse sind durchdacht. Material- und Farbgebung sind positiv zu werten.“¹⁵

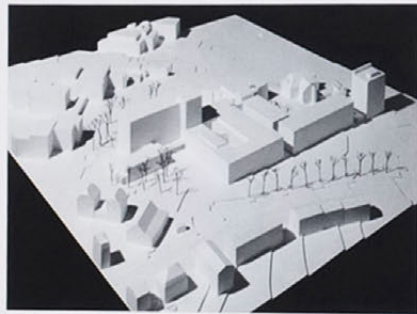
Etwa zur gleichen Zeit realisierte das Büro Fischer Architekten AG das Wohn- und Geschäftshaus „Neumarkt“ in Zürich-Oerlikon (1978-81), das als komplexes Grossprojekt die unterschiedlichsten Funktionen übereinandertapelt, ohne dabei eine einheitliche Formensprache anzustreben. So wurde die dreigeschos-sige Shopping Mall als Sockelarchi-tekturen mit verglasten Arkaden konzipiert, während der Büroturm auf drei Seiten eine Lochfassade aufweist, nach Westen aber mit einer gestaffelten Vorhangs-fassade aus Glas und Stahl in Erscheinung tritt. Englischen Vorbildern ähnlich, setzt schliesslich auf dem mit diemen-den Elementen reich möblierten Dach der Shopping Mall eine fünfgeschossige Wohnmaschine. Das von Fred Baldes ausgeführte Projekt war der erste Grosseauftrag für den Investor Viktor Kleiner, in welchem linke Kreise damals ein Feinbild sahen. Der Aufstieg der Fischer Architekten AG zu einem der grossen Zürcher Büros, das zeitweise rund 90 Mitarbeiter beschäftigte, war nicht zuletzt der Zusammenarbeit mit Kleiner zu

Der Eingang und die Eingangshalle sind ein wichtiges Element in einem Spital. Der neue, „befreite“ Eingang, die grosszügige, gedeckte Vorfahrt und die zusammenhängende Eingangshalle mit Cafeteria, Wartezonen und zusammengefasster Patienten-Administration prägen das neue innere Erscheinungsbild der Klinik. Die räumliche Offenheit, das Licht, der Ausblick zum Park, edle Materialien, helle Oberflächen und eine dezente Farbgebung schaffen eine stimmige Atmosphäre und wirken beruhigend. Der Umbau des Treppen- und Liftkerns (unter Betrieb) in zwei Etappen sowie ein separater Zugang für Liegendtransporte im Erdgeschoss ermöglichen die Entflechtung der verschiedenen Personenströme.

Die Funktionalität hat für den täglichen Gebrauch eines Spitals eine sehr hohe Bedeutung. Die grössten Raumbedürfnisse beziehen sich auf den Trakt B1. Folgerichtig wird diesem Trakt ein Baukörper vorgelagert, der die horizontale Erweiterung der am stärksten betroffenen Bereiche gewährleistet. Die Entflechtung der Patientenströme beim Eingang, also die Umgestaltung des Haupterschliessungskerns, führt zu einer optimierten Wegeführung und Orientierung. Die Konzentration des OP-Bereichs in guter Verbindung zu Aufwachraum, Intensivpflegestation und Tagesklinik sowie die Ausgliederung von Untersuchungs- und Behandlungsbereichen aus zwei Pflegestationen sind organisatorische Schwerpunkte.



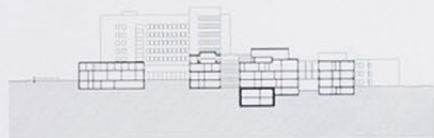
0 3 19



Wettbewerb: 1. Preis

Bauherr:
Schweizerischer Verein Balgrist, Zürich

Aufgabenstellung:
Erweiterung und Umbau Spital, Uniklinik

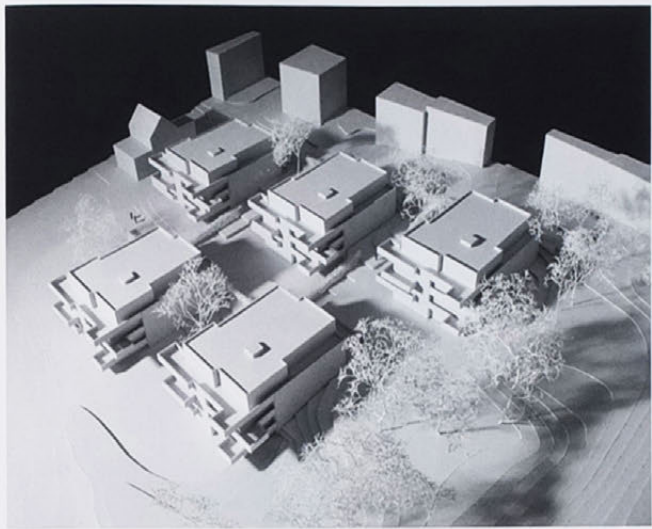
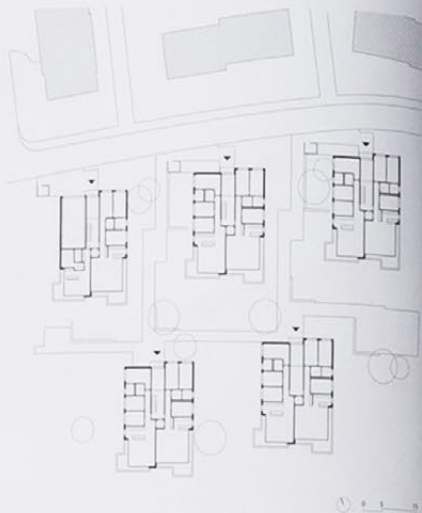


0 3 19

Sie erlaubt zudem eine optimale Beson-
nung der Bauten und eine schöne Aussicht
aus allen Wohnungen.

Über Lochfenster belichtete Individual-
zonen differieren zu den raumhohen
Verglasungen der Wohnräume, was die
klare Gliederung der Wohnungen auch
von aussen erkennen lässt. Grosszügige
Wohn- und Essräume finden ihre Erweite-
rung in den vorgelagerten Balkonen. Diese
erzeugen durch unterschiedliche Ausrich-
tung eine verbesserte Belichtung und
hohe Individualität. Die „Balkonräume“
sind zweigeschossig. Die Wohnungen im
Sockelgeschoss verfügen als Ergänzung
über einen grosszügigen Aussenraum.

Die Gebäude sind in Sichtbackstein
gedacht. Ein umlaufender Fries aus
vorgefertigten Betonelementen definiert
geschossweise alleseitig die Fenster- und
Betonbrüstungen. Die tief liegenden Holz-
Metall-Fenster verstärken den muralen
Charakter der Bauten. Im Bereich der
Balkonbrüstung wird die Backsteinhaut
durch Ausweiten der Fugen perforiert,
und es entsteht so eine semitransparente
Schicht, die den Bezug zur Umgebung
erlaubt. Der architektonische Vorschlag
generiert aus den Gegebenheiten des
Ortes, besitzt Identität und Klarheit, und
er bildet eine Adresse.



Wettbewerb: 1. Preis

Bauherr:
Compagnie Immobilière SA
c/o Zürich IMRE AG, Zürich

Aufgabenstellung:
Ersatzbauten, Wohnüberbauung





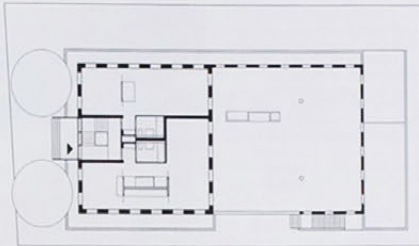
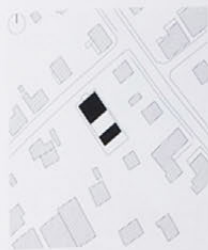
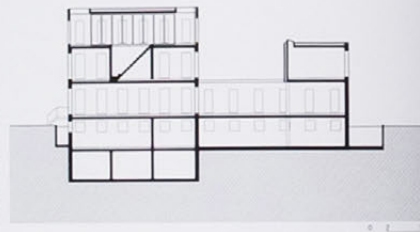
WOHN- UND ATELIERHAUS SUHR | 1992–1994

Das Grundstück ist im nördlichen Dorfteil von Suhr situiert, nahe der Stadtgrenze zu Aarau. Das Quartier charakterisiert sich durch kubische, zwei- bis dreigeschossige Wohnbauten, sogar „Baumeisterhäuser“ aus der vorletzten Jahrhundertwende. Die Hauptausdehnung erstreckt sich in der Nord-Süd-Richtung, ähnlich einem Rechteck mit den Massen von ca. 39 × 23 Metern.

Diese Typologie der „Baumeisterhäuser“ mit ihrer Volumetrie aus der vorletzten Jahrhundertwende hat den Entwurf in hohem Masse beeinflusst. Das Bekauungskonzept des Quartiers zeichnet sich dadurch aus, dass alle Häuser direkt an der Strasse stehen, während sich im hinteren, privaten Teil oft Gartenhäuser, Garagen oder kleine Schuppen befinden. Der Kontext dieser ortstypischen Merkmale wurde in die Entwurfsidee aufgenommen.

Das Gebäude präsentiert sich als Kubus mit den Dimensionen eines Würfels. Folglich ist die Grundfläche ein Quadrat. Das Dachgeschoss wird als Attikageschoss auf moderne Weise thematisiert. Der räumliche Abschluss unterstreicht den Kubusgedanken. Im hinteren Teil des Grundstückes ist ein Baukörper als Hauptatelier so platziert, dass er mit dem Hauptkubus eine Beziehung eingeht. Zwischen den beiden Häusern entsteht ein Hofartiger Raumkörper, der als Terrasse für die Wohnungen im Erdgeschoss dient und zugleich die ostseitige Zufahrt in die Tiefgarage räumlich begrenzt und schützt. Im Westen bleibt die Terrasse offen und öffnet sich zu den Pflanzgärten. Die ganze Anlage steht auf einem Sockel, der 1,0 Meter über das gewachsene Terrain hinausragt. Dadurch wird der Eingriff als Ganzes ablesbar und als gezielt wahrgenommen. Andererseits wird es so möglich, die Parkierung unterirdisch anzulegen und sie mit natürlicher Belichtung und Belüftung zu versehen.

Als Ordnungsprinzip zur sehr klaren Grundform wählten wir einen entsprechenden geometrischen Massstab: den „Heiligen Schnitt“ (nicht den Goldenen Schnitt). Dieses Prinzip wurde oft für herrschaftliche Wohnbauten in Ostia Antica (dem alten Hafen von Rom) angewandt. Die Regel des „Heiligen Schnittes“ basiert auf der Halbierung der Diagonalen des Quadrates. Folglich hat jedes Zimmer die gleiche Grösse von genau 16 m². Auf diesem modularen System ist der ganze Grundriss aufgebaut. Um eine möglichst grosse Transparenz und Weiträumigkeit



SIA Prinsnagel 1995

Bauherr:
Private Bauherrschaft

Aufgabenstellung:
Neubau Wohn- und Atelierhaus



in jeder Wohnung erleben zu können, ist durch die besondere Lage des Kubus entlang der inneren Fassade ein Weg frei geworden, der die verschiedenen Zonen und Zimmer räumlich verbindet. Die einzelnen Zimmer können mithilfe von Schiebewänden geschlossen werden. Jeder Benutzer hat die Freiheit, seine eigene „Weitsichtigkeit“ innerhalb der eigenen Wohnung zu formulieren. Die luxuriöse, lichte Raumhöhe beträgt in allen Räumen 2,80 Meter, im Attikageschoss 3,00 Meter. Konstruktiv werden die Flachdecken vom Kern, den Nasszellen und der Fassade getragen. Die äussere Schale wurde aus roten, 6 Zentimeter hohen Sichtbacksteinen minuziös zusammengefügt. Dies wird manifest durch gleichartige, in regelmässigen Abständen (im Goldenen Schnitt) angeordnete Fenster, die als netzartige Haut den ganzen Gebäudekomplex umschliessen. Diesem Bauwerk wurde vom SIA Aargau 1995 der „Prinsnagel“, eine Auszeichnung für gute Bauten, verliehen.



GESCHÄFTSHAUS LIGHTCUBE GLATTPARK OPFIKON | 2001–2006

Das neue Gebäude markiert den Auftakt zum nordöstlichen Teil des neuen städtischen Quartiers Glattpark in Opfikon, an der Zürcher Stadtgrenze.

Diese Bedeutung wird architektonisch mit einfachen Mitteln erreicht. Aus der Geometrie der Parzelle und ihrer städtebaulichen Ordnung, hergeleitet, entsteht die Gebäudeform – ein Körper ohne parallele Seiten. Dieses komplexe Volumen zählt 7 Vollgeschosse und ein Attikageschoss.

Die Doppelhauffassade kann technisch und konstruktiv erklärt werden. Doch beim Thema eines Glasbaus reizt den Architekten natürlich noch mehr, nämlich die Wahrnehmung des gläsernen Hauses. Einerseits ist Glas transparent, und andererseits spiegelt sich die Umgebung darin, ein Durchblick von aussen nach innen wird dem Betrachter verwehrt. Ist der Körper glatt und ohne Vorsprünge, so wirkt er je nach Wetter- und Lichtverhältnissen kantig, gebrochen und doch filigran. Um den kristallinen Ausdruck zu verstärken, hilft eine doppelte Glashaar. Um die Massstäblichkeit und Geschossigkeit zu erkennen, werden geschossweise Deckenstreifen eingeführt.

Der Belichtung der tiefen Büros wird gebührend Aufmerksamkeit geschenkt. Daraus resultiert ein grosszügiger innerer Belichtungshof. Dieser „Leerraum“ – wir verstehen ihn als einen Raumkörper – bildet das Kernstück der gesamten Anlage. Initiiert durch seine komplexe Geometrie und aufgrund der gewollten Kombination von Zenital- und Seitenlicht, entsteht ein Innenhof mit vier mehrgeschossigen Ausstülpungen, welche die umlaufende Büroschicht durchbrechen und bis an die Fassade reichen. Dadurch entstehen räumliche Beziehungen – auch von den innen liegenden Büros her – einerseits zur Strasse, zum südlichen Nachbargebäude und zur Erschliessungsallee, andererseits zum offenen Himmel. Dieses Einbinden des Hofes in den unmittelbaren urbanen Kontext begleitet den Entwurf und gibt mögliche Antworten auf komplexe Zusammenhänge von in sich normalerweise abgeschlossenen Hofgebäuden.

Die „Ausstülpungen“ bieten aber weit mehr als nur Kontakt zur „Aussenwelt“. Sie domizilieren verschiedene Freiräume, welche in erster Linie den Nutzern des Gebäudes dienen. „hängender“ Gärten gleich werden Ruheräume und Kommunikationszonen als eine Art „value adds“ für



KREMATORIUM AARAU | 1999–2001

Die Friedhofsanlage, ein wichtiger Bestandteil des Grünraumes von Aarau, befindet sich südlich des Regierungsviertels. Das Gebäudeensemble innerhalb des Friedhofs besteht aus drei Elementen, der kleinen neoklassizistischen Kuppelbau-Abdankungshalle von A. Fröhlich (1912), dem Zwischenbau und der grossen Stahl-Glas-Abdankungshalle von Barth und Zaugg (1998). Das zeitgleich mit der grossen Abdankungshalle erstellte Krematorium definiert sich als Mittelbau. Es ist sowohl Fuge als auch Bindeglied zwischen den beiden Hallen.

Die Sanierung befasst sich ausschliesslich mit dem Zwischenbau. Dieser Bauteil wurde zweckmässig den betrieblichen, technischen und gesetzlichen Ansprüchen angepasst. Die Besucherräume waren benutzerfreundlicher zu gestalten.

Der Mittelbau – die Fuge – wurde im Erd- und im Untergeschoss in östlicher sowie in westlicher Richtung erweitert. Der Eingriff ist sowohl der neoklassizistischen als auch der modernen Abdankungshalle untergeordnet. Das architektonische Konzept entspricht dem Thema der Fuge zwischen den grossvolumigen Gebäuden. Die Haut des Zwischenbaus besteht aus einem rahmenlosen Glasschild, der eine ruhige, homogene Oberfläche bildet. Dunkel erscheint das behandelte Glas in der rückwärtigen Fuge am Tag, in der Nacht aber wird der erhellte Rücksprung zum scheinbar hervortretenden Leuchtkörper.

Die mit grauer Farbe beschichtete, durch den Künstler Hugo Suter gestaltete Glaswand erhält ein grossflächiges Schriftbild, das mit Randabständen und „Flattersatz“ typografischen Regeln gehört. Grundlage des Schriftbildes ist ein auf durchsichtige Rechteckflächen abstrahierter Text aus dem Alten Testament. Trauernde können so von aussen nicht beobachtet werden, sie fühlen sich dennoch nicht eingeschlossen.

Wettbewerb: 1. Preis

Bauherr:
Einwohnergemeinde der Stadt Aarau

Aufgabenstellung:
Sanierung und Erweiterung



WOHNÜBERBAUUNG IM OBSCHTGUET UITIKON | 2005–2008

Das Grundstück liegt am Südwesthang in der Kernzone von Uetikon. Mit der Wohnüberbauung soll der Übergang vom dörflichen Kern zu den umliegenden moderneren Wohngebieten formuliert werden. Die formalen und baurechtlichen Bedingungen sind sehr eng gesteckt. Das Satteldach, dessen Neigungswinkel sowie die Firstrichtung parallel zur Strasse gehören zu den Vorgaben, ebenso die Gebäudetiefe und das Fassadenmaterial. Ein Glasanteil, der nur „stehenden Proportionen“ entsprechenden Fenster von 40 Prozent wird als Maximum definiert. Diese Bedingungen sollen den Bautypus Bauernhaus thematisieren und interpretieren.

Die regelmässige Rasterordnung der Grundrisse, die an den Fassaden ablesbar wird, sucht bewusst die Analogie zum Typus Bauernhaus. Mit Stahlzargen werden die Fenster der Zimmer zu Bändern zusammengefasst. Innerhalb dieser Bänder werden die Richtung und die Abstände der Holzlatzen geändert. Als Holzart wurde ein sehr hartes Holz – die rote Zeder, auf Neudeutsch Red Cedar – gewählt. Der warme, braungraue Farbton entsteht einerseits durch die Imprägnierung (weathering stain, eine Vorwegnahme des Alterungsprozesses), andererseits durch das Auftragen von farblosen Pigmenten.

Die vertikal ausgerichteten, schmalen Holzlatzen im Abstand von 5 Zentimetern eröffnen unterschiedliche Wahrnehmungsmöglichkeiten: Aus der Ferne erscheint die Fassade als geschlossene Holzverkleidung mit vertikaler Schattierung. Bei näherer Betrachtung löst sich dieses einheitliche Bild in seine Bestandteile auf.

Es gibt Orte im Haus, die Durchblicke, aber gleichzeitig Geschlossenheit fordern. Die grosszügigen Öffnungen werden mit einem Filter aus vertikalen Schildern aus Holzstäben zusammengebunden. Das Spiel mit den verschiedenen Transparenz-, Tiefen- und Öffnungsgraden macht den Reiz aus, mit dem vielfältigen Material Holz eine Fassade zu verkleiden. Die Neubauten treten in einen Dialog mit den umgebenden Bauernhäusern und deren hochstehenden Fenstern an den Giebelfassaden.

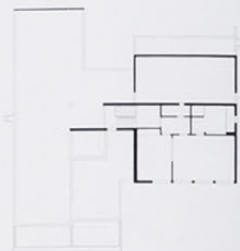
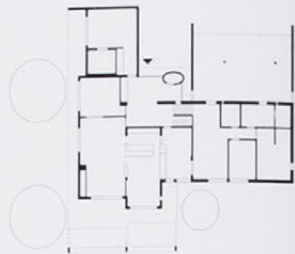
Bauherr:
Schweizerische Nationalversicherungsgesellschaft

Aufgabenstellung:
Wohnüberbauung

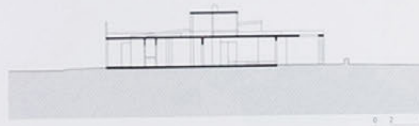


Der Grundriss ist in fünf Bereiche aufgeteilt. Sie bestehen aus dem Eingang mit Vorfahrt und Garage, dem Eingangsraum mit seiner Verteilzone, dem neuen Fitnessraum mit dazugehörigem Bad, dem Tagesbereich – bestehend aus Wohnen und Essen, gedeckter Veranda – und dem ein halbes Geschoss nach unten versetzten Arbeits- und Gästebereich mit Stauräumen. Darüber befinden sich die Schlafgemächer mit Salle de bain. Die sehr grosszügige Dachterrasse – der Dachgarten – wird über die Spiltlevel-Treppe erschlossen und lässt den Blick frei in den fantastischen Baumgarten und die ferne grosszügige Landschaft des Zürcher Oberlandes mit dem Greifensee.

Die bestehende Küche nahe dem Eingang wurde erneuert, wieder instand gesetzt und mit neuen Apparaten ausgerüstet. Die Küche dient in der Hauptsache der Zubereitung der Mahlzeiten, denn das Haus wird in der Regel mit Bediensteten betrieben. Das Küchenoffice im Esszimmer hingegen wird zum Anrichten der Mahlzeiten benutzt. Dieses wurde komplett neu erstellt. Die Fronten bestehen aus Echtholz und konnten mit wenigen Mitteln wieder zu neuem Glanz gebracht werden. Statt die Geometrie zu verändern, wurde ein neues Material gewählt: Chromstahl, der Sachlichkeit und Funktionalität verkörpert.



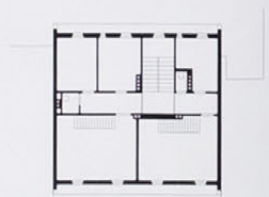
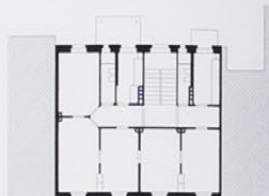
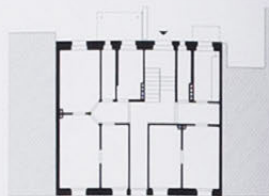
Bauherr:
Private Bauherrschaft
Aufgabenstellung:
Umbau,
Anpassung an heutige Wohnbedürfnisse



Die über 100 Jahre alten vorhandenen Grundrisse weisen eine sehr klare und eindeutige Struktur auf. Das durchgehende Raster zeigt, wie rationell Bauten aus dem neunzehnten Jahrhundert ausgeführt wurden. Die Zimmer haben harmonische Proportionen. Ihre Größe ist auf die Raumhöhe abgestimmt. Die Proportionen wirken wohltuend. Die Möblierbarkeit ist vorzüglich. Im Regelgeschoss wurden zwei Wohnungen zu einer zusammengefasst.

Durch diese minimalen Eingriffe werden die Wohnungen wieder „markttauglich“, behalten aber ihren ursprünglichen Charme und ihren architektonischen Ausdruck.

Durch das Einführen einer Enfilade in der zusammengelegten Wohnung werden neue Sichtbezüge möglich. Die ursprünglichen Zimmergrößen wurden beibehalten entgegen dem derzeit üblichen Denksatz „gross gleich gut“. Dieser Gedanke führt dazu, dass die eigentlichen Funktionen beim Wohnen – nämlich Essen, Schlafen, Lesen, Arbeiten, Gästebewirten – sich in diesen Raumkammern mit Sichtbezug zur nächsten Raumeinheit sehr gut umsetzen lassen, ohne dass das Gefühl von Enge und Abgeschlossenheit entsteht.



0 2 3 4



0 2 3 4

